ULRICH OTT

»IM LAUF DER ZEIT«

Rede in der Marbacher Stadthalle am 8. Oktober 2004

»Im Lauf der Zeit« – das klingt fast behäbig, zumal im Mund eines Schwaben, der gehen mit laufen, laufen mit springen, rennen mit sausen zu übersetzten gewohnt ist. Mir kommt es heute aber auf die hochdeutsche Variante an, auf die unerbittliche und unglaubliche Flucht der Zeit, die nun in neunzehn Marbacher Jahren und in fünfunddreißig Berufsjahren hinter mir liegt. Herr Raulff, mein Nachfolger, wird in seiner Antrittsrede am 13. November »Zur Lage« sprechen, hat also eine räumliche Metapher für die Situationsbestimmung gewählt. Mir heute ist die Metapher des Laufs, des cursus temporis, angemessener. Nach Kant ist unser Wahrnehmungssystem mit einem inneren Zeitsinn und einem äußeren Raumsinn ausgestattet. Während der beginnende Direktor einen Bezirk neu betritt und absteckt, kehrt der scheidende bei sich selber ein.

Der rasende, rennende Ablauf der Zeit, meiner Zeit in Marbach, ruft mir heute jene Abschieds- und Willkommensfeier ins Gedächtnis, in diesem Raum am 27. September 1985 – so als ob es heute wäre. In der Kreislinie der Zeit fallen Anfang und Ende zusammen. Man unterstrich damals die Unmittelbarkeit der Stabübergabe und den Wunsch der Kontinuität, indem Abschied und Begrüßung zusammengelegt wurden. Vielleicht soll, und auch das wäre berechtigt und in meinem Sinn, diesmal durch die Aufteilung in zwei Feiern mehr die Zäsur unterstrichen werden. Immerhin, wir haben es bei dem unausgesetzt schlagenden jambischen Maß meines Mottos – »Im Lauf der Zeit« ist genau ein jambisches Metrum – mit dem Element eines Verses zu tun, und Verse brauchen beides, die rhythmische Kontinuität und die Zäsuren, erst dadurch wird ein Gedicht aus ihnen. Und so wird es auch bei diesem Wechsel sein – es wird Kontinuitäten, es wird Zäsuren geben.

A propos Gedicht: Ich werde, meine Damen und Herrn, in meine Abschiedsrede zwei deutsche Sonette einbauen, ja Ihnen zumuten, denn meine Rezitationskunst ist nicht besser als die von Friedrich Schiller, und aus dem gleichen Grund. Dem sind die Hörer, als er den Fiesko vorlas, bekanntlich davongelaufen. Das eine Sonett kommt ziemlich am Anfang, das andere ganz am Schluß. Danach will ich mit Ihnen noch unter dem heimischen, zu meiner Zeit gebauten Dach des Kilian-Steiner-Saals, drüben im Literaturarchiv, in guten Gesprächen zusammensein.

Der Lauf der Zeit, die Flucht der Zeit: Ich fühle mich, wie gesagt, zum 27. September 1985 zurückversetzt, als wäre es heute. Ich stehe am gleichen Pult auf der hohen Bühne und sehe im Saal unter mir Martin Cremer, den damaligen, mir unvergessenen Präsidenten der Deutschen Schillergesellschaft, souverän Regie führend – wenngleich damals den Staatssekretär Waffenschmidt wiederholt als Mes-

© 2005 Ulrich Ott, Publikation: Wallstein Verlag
DOI https://doi.org/10.46500/89244986-028 | CC BY-NC-ND 4.0

serschmidt anredend, nachdem er vor der Feier zu mir gesagt hatte, »hoffentlich sage ich nicht aus Versehen Messerschmidt«.

Ich sehe Hartmut Vogel, den uns so zugetanen und hilfreichen Bonner Beamten, einen großen bronzenen Vogel schleppend, den der Bund Herrn Zeller als Ehrengeschenk zugedacht hatte. Ich sehe Werner Volke, der damals in Ihrer Rolle und Funktion, lieber Herr Meyer, die Abschieds- und Begrüßungsansprache fürs Haus gehalten hat. Ich sehe weiter hinten Ludwig Greve, skeptisch lächelnd, als ich Hermann Hesses Zeile vom Anfang, dem ein Zauber inne wohne, zitiere – skeptisch lächelnd, weil er sicherlich dachte: hätte der sich da nicht ein rareres Zitat einfallen lassen können. Und ich sehe Marcus Bierich, bescheiden noch weiter hinten, damals fast noch im ersten Jahr als Chef von Bosch, den ich schon aus seiner Münchner Zeit kannte, weil er Schatzmeister der Borchardt-Gesellschaft war, deren Vorsitz ich damals führte, und der mir dann mit der Vermittlung in angespannter Situation wegen der zunächst als Jubiläumsausstellung des Hauses Bosch bestellten und von Merkle dann nicht akzeptierten, weil auch technikkritischen Ausstellung »Literatur im Industriezeitalter« und mit der Gründung und Leitung des Freundeskreises des Schiller-Nationalmuseums und des Deutschen Literaturarchivs so oft und so helfend an der Seite gestanden ist. Ich sehe schließlich ganz vorne meine alten Eltern, stolz besonders meine der Literatur hingegebene Mutter, stolz auch, weil ihr Bruder, der Schriftsteller Helmut Paulus, den manche Marbacher noch kennen, um die Zeit meiner Geburt der damals einzige Archivar am Schiller-Nationalmuseum gewesen ist, übrigens auch damals schon mit Vorarbeiten zu einer historisch-kritischen Mörike-Ausgabe beschäftigt.

Alle diese Wegbegleiter, meine Damen und Herrn, sind tot. Es hat mich dieser Beruf in Marbach oft und oft, viel häufiger als üblich, dem Tod begegnen, an Gräbern stehen, oft auch sprechen lassen. Dessen eingedenk zu sein, wenn man nun selbst in die Zielgerade des Lebens einbiegt, ist wohl angemessen. Dies soll jetzt mit dem ersten der beiden Sonette geschehen. Ein Taufpate, Kuno Kern, hat es zu meiner Geburt geschrieben und es hat mein Leben begleitet.

Für Ulrich Ott

Wenn deine Hände einst dies Blatt erheben
Und deine Augen seinen Sinn erkennen
Dann mag es sein, dass sie dir manches nennen
Was dir die Jahre bisher wie im Traum gegeben

Und wie entrückt enthüllt sich dir das Weben
Am Stuhl der Zeit wo sich die Fäden trennen
Und im Gewirk der Stunden neu und bunt aufbrennen
Zu jenem rätselvollen Teppich: Unserm Leben.

Da wird dich wohl ein leichter Schauder rühren
Und eine ferne Kühle deine Stirne streifen
Als öffneten sich plötzlich weite Türen ..

Allein, wie tröstend hingereicht, wirst du verspüren
Dass viele Tote stille mit dir reifen
Und milde Mächte deine Hände führen.

Ja, damals, im Oktober 1939, hatte der Tod begonnen, reiche Ernte zu halten, und milde Mächte waren rar. Viele Kinder meines Alters wurden umgebracht – im Rückblick, erst im Rückblick natürlich, ist mir dies immer wieder heiß auf die Seele gefallen, wenn ich an meine im ganzen, trotz dem Krieg, doch fröhliche Kindheit im Bauerndorf auf der Schwäbischen Alb dachte, und besonders heiß kam es mir in den Sinn, als ich die Kinderzeichnungen der Theresienstädter Kinder in Prag betrachtet habe. Sie wurden in Auschwitz umgebracht, als ich vier Jahre alt war.

Doch zurück noch einmal zum 27. September 1985: Ich sehe und höre noch Sie, verehrter Herr Zeller, damals die andere Hauptperson, und habe Ihre Abschiedsrede lebhaft in Erinnerung. Daß Sie nicht in den Reihen der vorhin genannten Wegbegleiter vorkommen, daß wir kürzlich Ihren 85. Geburtstag feiern konnten, ist ein schönes Geschenk, und für mich sind Sie zum Symbol und zum stets willkommenen Beispiel dafür geworden, daß es im Lauf der Zeit, in der Flucht der Zeit, auch Konstanz gibt – ein Rocher von Bronze in Marbach, hätte Friedrich der Große gesagt; und dies im wahrsten Sinn des Wortes, denn vor 15 Jahren haben wir Ihren Kopf in Bronze gießen lassen. Dies Beispiel zeigt freilich auch, daß das Zeitgefühl sehr subjektiv ist. Denn was mir in Herrn Zeller als Konstanz in der Zeit erscheint, wird er selbst seinerseits als Flucht der Zeit ansehen wollen.

Sie stellten in Ihrer Abschiedsrede die Zeit von Tod und Gewalt, in die Sie in Ihren jungen Jahren geraten waren, dem Friedenswerk Ihres Literaturarchivs gegenüber. Diese Gründung von 1955, zehn Jahre nach dem Krieg, trat damit als ein Akt der Friedensstiftung vor unsere Augen – und als Heimholung aus dem Exil verstanden Sie den ersten und vornehmsten Auftrag, die Einladung an noch Lebende wie Eduard Berend, Kurt Pinthus oder Herbert Steiner, in Marbach zu leben, die Rückführung symbolisch der schon Verstorbenen in ihren literarischen Nachlässen, Lebenszeugnissen, Korrespondenzen. Die Einladung an Thomas Mann, die Schillerrede 1955 zu halten, entsprang demselben Geist.

Mir, dem zwanzig Jahre jüngeren, war solche Friedensstiftung und Neugründung nicht mehr aufgegeben. Mein ganzes Berufsleben hindurch, an allen Stellen, trat ich in neugegründete Häuser ein oder leitete sie, aber sie waren alle schon gegründet: Die Technische Informationsbibliothek in Hannover, die Universitätsbibliotheken in Konstanz und Trier, das Deutsche Literaturarchiv. So war es mein Auftrag, unser Auftrag, der Auftrag unserer Generation, wenn man ihn vor dem Hintergrund des gesamten Gemeinschaftslebens sieht, den Frieden, den Ihre Generation nach den Erlebnissen von Tod und Gewalt gestiftet hatte, zu gestalten, weiter zu entwickeln. Das literarische Exil ragte freilich auch in meine Amtszeit noch herein, in Gestalt mancher alt gewordener Gesprächspartner: Unvergeßlich der Besuch des Verlegers Fritz Landshoff in Marbach, unvergeßlich die Konferenz der Exilgermanisten in unserem Humboldt-Saal, unvergessen der beißende Witz von Hans Sahl, der zusammen mit Varian Fry so vielen Emigranten geholfen hatte. Und unvergeßlich noch die Lesung der 95jährigen Hilde Domin am vergangenen Montag vor großem Publikum drüben im Literaturarchiv.

Aber es bleibt sicherlich die entscheidende Differenz zwischen Ihnen und mir, lieber Herr Zeller, daß Sie den Zweiten Weltkrieg von Anfang an haben mitmachen müssen, während mein kontinuierliches Erinnerungsvermögen in einem Augenblick morgens am 24. April 1945 erwacht ist, als nach der Beschießung unseres Dorfes, die ich im Keller selig verschlafen hatte, meine Schwester – sie ist heute unter uns – in den Keller kam und mich mit den Worten weckte: »Uli, wach auf, der Krieg ist aus«. Ich glaubte es nicht, weil ich an seinem Anfang noch gar nicht auf der Welt war, und wurde erst durch einen Blick aus dem Kellerfenster auf beschädigte Häuser, verwundete oder tote Nachbarn, und amerikanische Rot-Kreuz-Autos überzeugt, die sich von jenen der deutschen Wehrmacht für den Kinderblick durch ihre runden Formen sofort unterschieden.

Aber auch wir in unserer Marbacher Zeit sind vom Hauch der Geschichte angeweht worden. In meinem vierten Marbacher Jahr fiel die Mauer, am 3. Oktober 1990 war ich unter den Gästen der Vereinigungsfeier in der Berliner Philharmonie. Der Weg nach Weimar war uns Marbachern schon seit der Neuorganisation der Schiller-Nationalausgabe 1958 erleichtert, denn während die Schiller-Gesellschaft zwischen den beiden deutschen Staaten getrennt wurde, blieb dieses Unterfangen Gemeinschaftsaufgabe. So war ich auch im Herbst 1988 eingeladen zur Eröffnung des Weimarer Schillermuseums, dem wir mit einigen Leihgaben hatten helfen können. Damals wurde der Auftritt des DDR-Kulturministers von einer stillen Demonstration Weimarer Bürger begleitet, die mit Kerzen durch die Glasscheiben des Museums auf die Festversammlung blickten – ich hielt das zunächst für einen Fackelzug zu Ehren Schillers, denn wir waren damals noch ziemlich ahnungslos von dem, was sich drüben anbahnte. Nur die Weimarer Verlegerin der Schiller-Nationalausgabe, Leiva Petersen (auch eine der toten Wegbegleiterinnen) hatte 1987 während einer Sitzung des paritätischen Verwaltungsausschusses in Großkochberg in ihren Bericht die Worte einfließen lassen: »wenn es die DDR in zwei Jahren überhaupt noch gibt« – zum Entsetzen und Erstarren der anwesenden Staatsvertreter.

Als die Nachricht von der Öffnung der DDR-Grenzen – während der Feier zur Verleihung des baden-württembergischen Schillerpreises an Käthe Hamburger (wieder eine der toten Wegbegleiterinnen) zu unseren Ohren kam, saß der damalige Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimarer, Volker Wahl neben mir und flüsterte: »Jetzt machen wir den nächsten Betriebsausflug nach Marbach.« Ernst Klett, dessen hier auch zu gedenken ist, gab dann die Mittel dazu so großzügig, daß es für den Weimarer Betriebsausflug nach Marbach und, im Jahr drauf, für den Marbacher nach Weimar reichte.

Für uns bedeutete dieses historische Geschehen, einer der wenigen Glückstage in der deutschen Geschichte, tiefgreifende Überlegungen zur künftigen Rolle des Deutschen Literaturarchivs und des Schiller-Nationalmuseums anzustellen. War doch eines der Gründungsmotive des Deutschen Literaturarchivs eben die deutsche Teilung und die weitgehende Handlungsunfähigkeit des Goethe- und Schiller-Archivs ebenso wie des Archivs der Ostberliner Akademie der Künste im Westen gewesen. Wir waren – es wurden damals ja auch das Österreichische und das Schweizer Literaturarchiv gegründet – nun auf einmal nicht mehr die einzige gro-

ße, zentrale Einrichtung dieser Art. Auch unter den neuen Bedingungen wollten wir für die Marbacher Sammlungsschwerpunkte Zentralität und die führende Rolle behaupten. Da unsere Partner, die Autorinnen und Autoren, in ihren Entscheidungen zum Glück völlig frei und unabhängig sind, mußten wir allerdings naturgemäß auf manches, auch Wichtiges verzichten, was uns in der alten, einsam zentralen Rolle wohl zugefallen wäre. Übrigens hatte die Multiplizierung literaturarchivarischer Aktivitäten nicht erst mit der deutschen Vereinigung eingesetzt, sondern schon zehn Jahre vorher, Ende der 70er Jahre. Zeichenhaft dafür stand Heinrich Bölls Verkauf seines Archivs an seine Heimatstadt Köln.

In dieser Situation, die sich dann nach der Vereinigung in den neunziger Jahren voll ausbildete, mußte es mir wichtig sein, die Literaturarchive im deutschen Sprachgebiet aufeinander zu beziehen, zum Netzwerk zu verknüpfen, auch Bestandsnachweismethoden so weiter zu entwickeln, daß die Zusammengehörigkeit von Beständen sichtbar und nutzbar wird, unnötige Konkurrenzen beim Erwerben und Sammeln zu vermeiden – und all dies in den vielen Gremien zur Geltung zu bringen, an denen ich im Lauf der Zeit beteiligt gewesen bin: Im Fachbeirat der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft, im Stiftungsrat der Stiftung Weimarer Klassik und Kunstsammlungen, im Kuratorium der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel und so weiter, und so fort.

Ich habe der Vernunft und Kollegialität all meiner literaturarchivarischen, bibliothekarischen und musealen Partner ein großes Lob und einen bleibenden Dank auszusprechen. Ich will ihn in einem Fall persönlich wenden und den Kollegen aus Weimar Michael Knoche (Jochen Golz mußte wegen einer Verletzung, Hellmut Seemann wegen einer Grippe kurzfristig absagen) eigens begrüßen, denn hier ist ein besonders enges und wie ich glaube besonders fruchtbares Verhältnis entstanden. Wir haben, lieber Herr Knoche, bei Ihrem Brandunglück mit Ihnen gelitten, und was wir tun können, Ihnen zu helfen, soll geschehen. Wir erwarten bald Ihre Totenmaske Schillers, die beschädigte, deren Bild nach dem Brand in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung zu sehen war, oder Ihre Rechnung, denn die soll auf Kosten der Deutschen Schillergesellschaft restauriert werden. Vielleicht erreicht Sie, verehrte Mitglieder der Deutschen Schillergesellschaft, im Weihnachtsbrief des Präsidenten ein entsprechender Spendenaufruf. Im nächsten Jahr, dem Schillerjahr, werden wir für diese gelungene Kooperation ein weiteres Zeichen setzen, indem wir die Marbacher Schiller-Ausstellung auch in Weimar zeigen, Weimar seine Schiller-Ausstellung auch in Marbach zeigt.

Warum, meine Damen und Herrn, läuft die Zeit auf der Marbacher Schillerhöhe so besonders rasend dahin? Denn das ist so. Der Direktor des Schiller-Nationalmuseums und des Deutschen Literaturarchivs ist von einer Fülle von Aufgaben so gefordert, daß er sich ihnen ganz und ohne Abstrich hingeben muß. Gelegentlich bin ich, wenn mir nachts ein Versäumnis auf die Seele fiel, barfuß und im Schlafanzug ins benachbarte Archiv gelaufen, um das Versäumte zu erfüllen. Und solche Hingabe gilt nicht nur für den Direktor. Wer in Marbach kennt nicht das mitternächtlich erleuchtete Fenster von Jochen Meyer an der Ecke des Erweiterungsbaus, oder weiß nicht, wie der Verwaltungsleiter Sommer samstags und sonntags und sonst oft bis tief in die Nacht hinein an seinem Schreibtisch sitzt? Aber diese gefüllte

Zeit ist immer oder in aller Regel erfüllte Zeit. Auf die Schönheit der Aufgabe komme ich am Schluß noch einmal zu sprechen. – Zusätzlich wurde der Zeitablauf beschleunigt durch die wiederholten Phasen von Planen und Bauen, in die ich eingespannt war, und weiter noch dadurch, daß es auf der Marbacher Schillerhöhe einen Festkalender gibt, der den Rhythmus im Ablauf des Jahres beschleunigt und das schnell sich drehende Rad der Jahre, um mit Homer zu sprechen, immer wieder ins Bewußtsein ruft: Schillers Geburtstag, Schillers Todestag, Wandernachmittag, Betriebsausflug, Tag der offenen Tür, Adventskaffee mit Bücherauktion usw. Zu dem allem kommt noch eines, das wichtigste: Es ist die Fülle der Begegnungen, das schönste Geschenk dieser Aufgabe.

Um darauf den Blick zu richten und eine gewisse Struktur dafür zu finden, verlasse ich nun, meine Damen und Herrn, die Metapher vom Lauf der Zeit und bediene mich nun doch eines räumlichen Bildes: Es war mir aufgetragen, ein Haus mit vielen Fenstern zu führen. Deshalb habe ich auch Wert darauf gelegt, daß der Erweiterungsbau des Deutschen Literaturarchivs, meine größte Bauaufgabe, durchsichtige Wände und viele Fenster bekam.

Eines der Fenster in dem – jetzt aber bildlichen – Haus öffnet sich zu den Autorinnen und Autoren, denen wir unsere Dienste des Sammelns, Bewahrens, Erschließens, Erforschens, Ausstellens anbieten, die wir zu Freunden gewinnen und die wir beraten wollen. Reiche Begegnungen waren mir mit vielen von ihnen oder mit ihren Angehörigen beschert. Ernst Jünger kommt mir in den Sinn oder Peter Rühmkorf, Günter de Bruyn, Martin Walser, Sarah Kirsch, Raoul Schrott und Durs Grünbein, oder Gisèle und Eric Celan oder Claude Döblin – um nur einige zu nennen.

Ein anderes Fenster geht zu den Vermittlern der Literatur, Verlegern und Buchhändlern, Kritikern und Feuilleton-Redakteuren, Literaturwissenschaftlern und Studenten. Eine ganze Gruppe von diesen, die Verleger und Buchhändler, haben heute absagen müssen wegen der Buchmesse. Um so mehr bin ich erfreut, daß Wulf und Akka von Lucius es doch möglich gemacht haben.

Wieder ein anderes Fenster ist zu den Benutzern des Archivs offen, den forschenden Gästen, wie ich sie zu nennen liebte, die aus aller Welt nach Marbach kommen und die kleine Stadt, aber auch unseren eigenen Horizont international machen. Ein wahres Eldorado von Beziehungsmöglichkeiten in aller Herren Länder ergibt sich daraus für die gesamte Mitarbeiterschaft, auch den Direktor. Ähnlich vielfältige Fäden spinnen sich aus den Begegnungen mit den Besuchern unserer Veranstaltungen und unserer Ausstellungen, auch aus den vielen Führungen in Museum und Archiv, denen ich mich immer mit Leidenschaft gewidmet habe.

Dann das weit offene Fenster zu den Beamten in Bonn, Berlin und Stuttgart, die uns alle wohl wollten und nach ihren Möglichkeiten halfen, helfen will ich besser sagen, seien es Egbert-Hans Müller, Ralf Jandl und Ursula Bernhardt, seien es Hartmut Vogel, Monika Palmen-Schrübbers oder Horst Claussen – und dazu ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ebenso wie ihre Vorgesetzten. Auch zu den Politikern haben wir immer wieder Fenster aufgestoßen. In meinen ersten Jahren habe ich viele von ihnen, sei es zusammen mit Herrn Lämmert oder mit Herrn Sommer, in Bonn und Stuttgart besucht. Das war eines der Geheimnisse des Erfolgs, denn wir konnten sie in vielen Gesprächen von unseren Zielen überzeugen. Christoph

Palmer und Hans Martin Bury, Antje Vollmer und Renate Hellwig will ich namhaft machen, obwohl es noch viele weitere gab.

Ein großes Fenster öffnet sich zu den Mitgliedern der Deutschen Schillergesellschaft, die uns tragen, denen des Freundeskreises, die uns zusätzlich helfen, und allen Mäzenen, die uns hilfreich waren, oft in ganz ungewöhnlichem Ausmaß. Stellvertretend steht heute für sie Berthold Leibinger, dem ich für seine guten Worte herzlich danke. Zu den Architekten, Bauleuten und Technikern, von denen ich, selbst ein Freund der Technik, so viel habe lernen können, geht geradezu schon eine offene Tür. Und endlich gibt es das Fenster zur Presse. Es ist nicht ihre Berufsaufgabe, wohlwollend zu sein, das weiß ich wohl, dennoch war sie es meist. Selten hat sie sich zur Parteinahme hinreißen – oder sollte ich besser sagen hinziehen lassen.

Ich bleibe im Bilde, wenn ich mich nun von den Fenstern ab und den Innenräumen zuwende. Und dabei komme ich an Punkte, an denen ich meine Rührung nur schwer werde verbergen können. Denn mein Dank geht von Herzen an meine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, an dieses einzigartige Team, die Träger und Präger der sprichwörtlichen Marbacher Atmosphäre, jener unwiederholbaren Mischung aus Sachverstand und Freundlichkeit, die in den Benutzerbüchern so oft unterstrichen wird. Schenken Sie meinem Nachfolger Ihre Hoffnung und Ihre Loyalität wie mir, und falls ihn wie mich die Fülle der Aufgaben zu einer gewissen Distanziertheit zwingen sollte, haben Sie bitte, wie bei mir, Verständnis dafür. Und lassen Sie mich hinsichtlich der Mitarbeiterschaft eines sagen: Die Deutsche Schillergesellschaft hat keine Beamten, wir sind alle Angestellte. Das hat zur Folge, daß es wegen des engen und beschränkten Tarifrechts fast keine Möglichkeiten der Beförderung, der Belohnung von Leistungen gibt. Ich appelliere an unsere Zuwendungsgeber, uns hier zu helfen. Denn diese Mitarbeiterschaft leistet viel, es ist ihr aber die Möglichkeit, aufzusteigen versagt. Wir haben bei ungefähr 40 Diplombibliothekaren eine einzige Stelle BAT IVa in diesem Bereich, alles andere liegt darunter. Hätten wir Beamtenstatus und den diesem entsprechenden Stellenkegel, hätten wir mindestens 4 oder 5 A 13-Stellen für den gehobenen Dienst; das gleiche gilt bei den Abteilungsleitern.

Zwei Weggefährten aus dem Kreis der Mitarbeiterschaft will ich mit besonderem Dank herausheben: Es ist Friedrich Pfäfflin, mit dem mich eine fünfzehnjährige, inspirierende Zusammenarbeit verband und dem Schiller-Nationalmuseum, Literaturarchiv und Deutsche Schillergesellschaft so viele Erfolge verdanken. Und es ist Friedbert Sommer, der mit unermüdlichem Einsatz die Verwaltung führt und, weit darüber hinaus, Bild und Erfolg des Hauses mit geprägt hat. Er hat meine Skepsis und mein Zögern beim Erbitten großer mäzenatischer Zuwendungen – denken Sie nur an das Collegienhaus – immer wieder überwunden und mit Lust und Leidenschaft Empfänge, Mäzeneabende, Politikgespräche organisiert.

Von den engeren Mitarbeitern in unmittelbarer Umgebung will ich auch noch sprechen: Von Frau Volmer, meiner Sekretärin durch all die neunzehn Jahre hindurch, von Erich Wahl, dem Fahrer, dem sicheren Mann, der so viele Schriftsteller kennt, von den Hausmeistern Birr und Lempp. Mit diesen nämlich verbindet mich ein abenteuerliches Erlebnis: Am zweiten Weihnachtsfeiertag 1999 hörte ich im Autoradio den Sturm Lothar angekündigt. Ich sicherte, heimgekehrt, unser Haus

und setzte mich mit meiner Frau und einer Tasse Tee ans Fenster. Plötzlich, nachdem der Sturm losgebrochen war, ein Anruf der Polizei: Einbruchsalarm im Museum. Tatsächlich, der Sturm hatte ein Fenster aufgebrochen, die Bilder wurden an ihren langen Drähten gegen die Wände gepeitscht. Beide Hausmeister wurden telefonisch gefunden, wir schnitten zu dritt die Bilder von den Drähten und begannen das Fenster zuzunageln. Ein zweites wurde herausgebrochen. Nachdem auch dies, nach stundenlanger Arbeit, vernagelt war, klopften wir uns auf die Schultern und sagten, alle tüchtigen Männer in diesem Haus haben einsilbige Namen mit Doppelkonsonanten am Schluß: Birr, Lempp, Ott. Herr Raulff, sie sind der vierte im Bunde.

Es gibt noch einen Innenraum, in den ich einen Blick zu werfen habe. Es ist meine Familie, die Kinder, die mit mir durchs Berufsleben gezogen sind und mich oft entbehren mußten, und es ist meine Frau. Wir haben gerade den neunten und größten Umzug unserer Ehe hinter uns, ohne Spedition, mit der Kraft meiner fünf Kinder und der von Herrn Wahl. In meiner Ansprache zum Beginn 1985 gab es ein griechisches Zitat, aus meinem geliebten Homer, in dem die alte indogermanische Numerusform des Dualis vorkommt, der eine Zweiheit bezeichnet. Ich wiederhole es heute:

σύν τε δύ' ἐρχομένω, καί τε πρὸ ὁ τοῦ ἐνόησεν,
ὅππως κέρδος ἔῃ· μοῦνος δ' εἴ πέρ τε νοήσῃ,
ἀλλά τέ οἱ βράσσων τε νόος λεπτή δέ τε μῆτις.

Wo zween wandeln zugleich, da bemerkt der ein' und der andre
Schneller, was heilsam sei; doch der einzele, ob er bemerket,
Ist doch langsamer stets sein Sinn, und schwach die Entschließung.
(Übers. von Voss.)

Im Singular hätte ich es nie geschafft, diesen Weg zurückzulegen, liebe Angelika, ich danke Dir.

Meine Damen und Herren, es steht jetzt noch jenes Sonett aus, mit dem ich mich verabschieden wollte. Ich muß aber einen kleinen Kommentar, ja eine Adaptation auf meine Situation vorausschicken. Das Gedicht ist von Rudolf Borchardt, der mir den Weg nach Marbach geebnet hat, denn als sein Nachlaßpfleger und Editor wurde ich 1965 hier von Werner Volke eingelernt. Es ist das letzte in einem Zyklus Autumnus, einem Zyklus von Herbstgedichten, auch damit jetzt in doppeltem Sinn angemessen, und hat die Überschrift Urlaub, also Abschied, wie in den Gedichten der Minnesänger oder der provenzalischen Troubadours. Es ist von Landschaft darin die Rede, aber nicht des mittleren Neckars, sondern der mittleren Weser, die ich in meiner Hannoveraner Zeit lieben gelernt habe und die der hiesigen ähnlich ist. Denken Sie beim Namen der Kleinstadt, der darin vorkommt – ich habe diese Zeile einst Theodor W. Adorno rühmen hören – einfach an Marbach, bei den Erdfällen an die Felsen, über denen unser Museum thront, bei der Landschaft und dem im Gedicht genannten Berg an die Schillerhöhe. Und es ist von einer geliebten Freundin darin die Rede, auch von Krankheit. Das soll mir Anlaß sein zur Allegorese auf und einer Liebeserklärung an die Institution, die ich neunzehn Jahre lang geleitet habe.

Sie ist eine besondere Schönheit in der Landschaft der Institutionen Deutschlands, an der ich hängen werde, soviel an Leben mir noch vergönnt ist. Wenn ich an den vorher erwähnten Minnesang anknüpfen darf, so möchte ich meine Liebe zu ihr eher Minne nennen, das ist die Form von Liebe, in der sich Leidenschaft und Distanz verbinden und steigern. Ich meine jetzt die Distanz vom Bodensee nach Marbach, die ja freilich auch nicht unüberbrückbar ist. Und noch etwas: Sie ist, diese Institution, eine aparte Schönheit. Mit einem leichten Anflug von latenter Schizophrenie behaftet, jener zwischen Archiv und Museum, der sie um so anziehender macht. Freilich muß der Direktor darauf achten, daß diese latente Schizophrenie nie zum Ausbruch kommt. Vielleicht auch manchmal etwas narzißtisch, wie das solche besonderen Schönheiten so an sich haben. Ich habe sie um ihrer Apartheit, aber auch um ihres sperrigen Namens Willen – viele schöne Frauen haben heute Doppelnamen – besonders geliebt. Deshalb, ich gestehe es, hatte ich einen gewissen Widerwillen, sie in ein Corporate Design zu hüllen und ihr ein Logo oder eine Wortmarke zu verpassen – einen Widerwillen analog meiner Abneigung vor Orden und Uniformen. Wenn es aber darum geht, ihr eine schöne, vielfältige, variantenreiche Garderobe zu schneidern, dann haben mich die Couturiers auf ihrer Seite. Ich wollte ein originelles Institut leiten, kein stromlinienförmiges.

Die Krankheit bezeichnet dann ihre leidenden Budgetverhältnisse, deren Heilung ich Ihnen, Herr Nevermann, und Ihnen, Herr Sieber, zum Schluß noch besonders ans Herz legen möchte. Und nun das Gedicht:

Urlaub

Gib Raum dem Reisefertigen, leichtes Zelt
Des Spätjahrs, goldne Masten, feuchte Ranken:
Er muß von hinnen, und wie soll er danken?
Solang in deinen Fällen Erde fällt,
Solang dein wilder Ohrberg nachts zur Welt
Hinblickt, wo Hamelns hundert Lichter wanken,
Solang der Freund bei den nicht allzu Kranken

Die Freundin fiebernd sucht, und bebend hält,
Solang sei Hauch von ihrem Mund und Blond
Verfärbt in deine Herbste, schöner Wald,
O Park und Haus, o Purpur von Pyrmont,
Solang im Adel jeder Birke schwanke
Das weiße Wunder, falte sich die Schlanke
Aus jedem Rauch, und lebe, die Gestalt!